

(Nachdruck verboten.)

Madame d'Ora.

23]

Roman von Johannes B. Jensen.

Madame d'Ora fängt gleichsam an, sich obenauf zu fühlen. Ihre Beobachtungsgabe kommt ihr wieder, und während sie Frau Carthys harmlosem Geschwätz ein höfliches Ohr zuwendet, ohne länger acht darauf zu geben, richtet sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die beiden Gestalten dort mitten im Kreise, auf Eld und Edmund Hall. Sie stehen nebeneinander vor dem kleinen Tisch mit Edmunds Apparaten, und in seiner ganzen Haltung liegt dies Fürsorgliche, das niemand besser kennt als Madame d'Ora, derselbe Ausdruck einer neuen, völligen und frischen Hingebung, den sie einmal bei ihm angebetet hat, der aber jetzt an ihrer Seele fröhrt. So neigte er auch vor Mirjam das Haupt an jenem Tage, als sie zusammen Seifenblasen machten, mit dieser selben unendlich feinen und vertraulichen Schen, die Mirjam zu einem neugeborenen und schmetterlingsbeschwingten Wesen machte und ihn selber zu dem einzigen, der fein und jung genug war, um der Stimmung der Flüchtigkeit keinen Abbruch zu tun. Damals empörte es sie, erweckte die dumpfe Brutalität ihrer Natur, weil sie sich benachteiligt glaubte, weil sie niemand den Schatz von Edmund Halls Aufmerksamkeit gönnte, aber auch, weil sie, die sie sich nach einem andern Gesetze erneuerte, im geheimen Edmund Hall verachtete, wenn er sich als blinder Anhänger mit irgend einer Schönheit im lebenden Wilde aufstellte. Madame hatte ja in seinem Wesen nie etwas anderes als die Rolle sehen können, wenn sie selber nicht mit im Spiele war. Hier aber beugt sie sich! Denn mit Eld kann sie sich nicht vergleichen; hier ist ihrer barbarischen Logik Einhalt geboten. Während sie die beiden ansieht, Edmund Hall und das Geistermädchen, überkommt sie in dem Interesse des Paares eine Gemütsbewegung, die so zusammengefaßt und fremd ist, daß sie sich nur ihres eigenen Anteils daran, der Neugier und des Entsetzens bewußt wird. Sie lieben sich, denkt sie. Mein Gott, sie lieben sich! Im selben Augenblick, wo sie das weiß und über den ersten vernichtenden Eindruck hinweggekommen ist, hat sie ein Gefühl, als sei ihre Reigung für Edmund Hall auf Eld übergegangen, sie ist tief und unwiderstehlich gerührt, ihr ganzes Wesen strömt in Teilnahme über. Sie glüht für Eld, sie fühlt sich mit ihrem ganzen unlogischen, fanatischen Frauenherzen zu dem weißen Mädchen hingezogen. . . .

„Ach, wie schön sie ist,“ stammelt sie vor sich hin mit wehmütigem Ausdruck.

„Ja, ist sie nicht entzückend,“ quiekt Frau Mc Carthy dicht an Madame d'Oras Ohr, so daß ihr Atem ihre Wangen berührt. Madame schüttelt sich. Aber sie senkt den Kopf:

„Ja,“ flüstert sie.

So war Madame d'Ora für den radikalen Spiritismus gewonnen, indem sie von dem Unfaßlichen, dem Unmöglichen gelähmt und von ihrem Schönheitssinn befreit war. Aber ihre Naturtriebe hatten noch nicht gesprochen.

11.

Die Sitzung gestaltete sich zu einer der sonderbarsten und großartigsten, die der Kreis bisher erlebt hatte. Es schien, als ob der Elektrizitätsgehalt der Atmosphäre, der Barometerstand und die erschöpfende Hitze des Tages zusammen die günstigsten Bedingungen für die Mysterien der Stoffumsetzung, die chemischen und physischen Verwandlungen bildeten, die mit Fräulein Skarekin im Kabinett als Zentrum von dem Kreise ausgingen.

Eld, der materialisierte Geist, das längst akzeptierte Wunder der Sitzungen, gab Edmund Hall zu erkennen, daß sie heute zuerst die Blumen erscheinen lassen wollte. Dies hatten sie schon früher gesehen, indem Eld zuweilen Rosen aus einem Wasserglas genommen und sie verschiedenen im Kreise gereicht hatte, heute aber meinte sie, daß der Zustand des Mediums sie instandsetzen werde, viel größere Dinge zu tun.

Sie bat, daß man ihr ein wenig Sand und Wasser in den Kreis bringen möge. Hall holte einen Porzellanimer mit Wasser und stellte ihn an die Erde neben den Tisch. Sand konnte er dahingegen nicht gleich beschaffen, und da meinte Eld, daß sie es auch wohl entbehren könne. Sie

wünschte, daß der Eimer ein wenig weiter zurück, näher an das Kabinett heran, gestellt werde, und Hall stellte ihn einen Fuß davon entfernt, ein wenig seitlich, man konnte ihn in der Dunkelheit gerade erkennen. Schon während diese Vorbereitungen vor sich gingen, hatte Madame d'Ora eine Lustveränderung gespürt, über die sie sich nicht recht klar wurde, bis sie sah, wie mehrere im Kreise sich bewegten, als ob auch sie etwas empfänden; da sog sie die Luft ein und merkte, daß es Blumengeruch war, der anfang, das Zimmer zu erfüllen. Nach einer Weile schlug ihr eine Welle schweren, süßen Wohlgeruchs entgegen, der ihr bekannt erschien, und gleichzeitig fühlte sie, wie drückend die Hitze im Raum war. Sie brach in Schweiß aus, ihr Blut flammte in ihre Haut hinein. . . und nun hüllte der Duft sie wieder ein, so daß sie nichts weiter atmete; es war dieser erstickende und süße Lilien Duft, der ein ganzes Meer von Blumenhauch enthält, aber er war von nächtlicher Färbung, so daß man ihn begehrlieh und bange trank.

Eld hatte den Eimer mit einem Teil ihrer weiten Schleiergewandung bedeckt, der Stoff lag leicht darüber, so daß man nur gleichsam in einen großen Haufen Spinnweben hineinsah. Sie glitt dann in das Kabinett hinein, und man hörte einen Augenblick Mirjam da drinnen seufzen und im Schlaf jammern. Eld kam gleich wieder heraus und nickte Hall kräftig zu:

„Es ist gut! Musik!“

Hall wandte sich an den Kreis und bat die Mitglieder, nicht an das zu denken und ihre Aufmerksamkeit nicht zu stark auf das zu lenken, was Eld vorhatte, da Erfahrungen aus früheren Sitzungen gelehrt hatten, daß das die Prozesse erschwerte. Um die Nerven des Kreises zu harmonisieren und von dem Unterbewußtsein zu befreien, von dem alle Materialisation abhängig war, wollte er Madame d'Ora vorschlagen, zu singen. Er sah Leontine an, und sie war so gleich bereit, stand auf und folgte ihm an das Harmonium. „Wie es hier nach Blumen duftet!“ flüsterte sie. „Es ist doch erstickend. Nicht wahr?“

Hall nickte und hielt seinen Kopf wie jemand, der die Spannung vor dem Gewitter fühlt. Er war sehr blaß. Als Leontine sich gesetzt hatte und anfang zu präledieren, kehrte er zu Eld zurück, die mit gesenktem Haupt dastand, die umgekehrt gefalteten Hände vor sich haltend. Abgesehen von der Musik war es still im Laboratorium. Hin und wieder schnüffelte jemand leise, als wolle er seinen Eindruck von dem Vorhandensein dieses mystischen Blumenduftes erneuern. Er war jetzt zeitweise fast betäubend, kam in heißen Wellen, als ränge er sich von irgend einem Mittelpunkt los.

Während Madame d'Ora auf dem Harmonium tastete und suchte und in ihrer Erinnerung forschte, um etwas zu finden, was sie singen könnte, hörte sie den Lärm der Stadt da draußen, er klang gleichsam erstickt, durch die mit Läden geschlossenen Fenster. Es überkam sie eine Sehnsucht nach Freiheit. Es klang wie Meeresbrausen tief unter einer Felsklippe. Jedesmal, wenn der L-Zug vorüberdonnerte, erzitterte das Haus und es war, als ob der Lärm durch das Mauerwerk herausdringe wie der Laut einer Welle, die an das Ufer treibt. Madame spielte weiter und ging in einen breiten, altmodischen Ton über, jetzt wußte sie, was sie singen wollte. Das Harmonium gehorchte ihren Händen, fauste und seufzte, wie sie wollte. Sie sang:

Es wiegte sich manch tüchtig Schiff
Auf Wellen frisch und blau,
Und an dem harten Steuer ward
Schon mancher Schiffer grau,
Kolumbus auch trieb einst das Herz
Voll Sehnsucht auf das Meer,
Im ewig wandelnden Mondenlicht
Fuhr suchend er umher.

Christoph Kolumbus fühlte sich
Am wohlsten schon als Kind,
Wenn durch der Bogen Wähne pffif
Seihoh! der wilde Wind.
Doch als er ergraut, da packte ihn
Ein Sehnen nach dem Glück,
Nach etwas Ewigem, das in uns
Rehrt ewiglich zurück.

Des Meeres Saß im grauen Haar,
 Vermittelt von Müß' und Not,
 Verließ er den Weg nach Osten hin,
 Der nie ihm Frieden bot.
 Auf Reisen ostwärts schwand dahin
 Seiner Jugend Morgenschein,
 Nun will er gen Westen im Abendrot
 Der Schmied seines Glückes sein.

Und einsam schwebt wie in Wolken der Mond
 Sein Schiff auf hoher See,
 Matrosen blicken hin und her,
 Ob keiner Land erspäht.
 Sie sehen nichts und glauben schon,
 Dem Abgrund geht es zu,
 Wo der Erde Rand hinabwärts stürzt
 Sie all in Grabesruh.

Sie stürmen drohend auf ihn ein
 Und schreien ihm zu wie toll:
 „Rehr um ans Land, wenn unser Schiff
 Nicht hier versinken soll!“
 „Drei Tage geht mir,“ erwidert er still,
 „Wenn dann das Land nicht erscheint,
 Dann will ich sterben von Eurer Hand,
 Wie es Euch gut erscheint.“

Und glühend sinkt die Sonne schon
 Drei mal ins öde Meer,
 Da dunzelt aus der goldnen Blut
 Ein schwacher Umriß her,
 Das ist das Land, das er gesucht,
 Und als sie jubelnd schreien,
 Da ist nur einer, der nicht jauchzt
 Und ernst bleibt wie ein Stein.

Denn als er das rettende Eiland fand,
 Versank zugleich sein Traum,
 Denn wieder in das Unendliche
 Schob sich ein irdischer Raum.
 Und ob du das Land gewonnen hast,
 Schiffbruch erlitt dein Herz,
 Und über dich schwall wie der Bogen Last
 Der ewige Weltenschmerz!

Unselig ist, daß Weh und Begehrt
 Nicht Frieden finden kann,
 Er gleicht der Woge auf dem Meer,
 Die sinkend fällt und steigt an.
 Es gibt keinen Gott in der tosenden Flut,
 Kolumbus, du allein
 Durftest Schöpfer einer neuen Welt
 In deinem Weltschmerz sein.

Mitten im Singen kam es Madame d'Dra zum Bewußtsein, was ihr vorgezeichnete hatte, als ihr dies Lied eingefallen war, nämlich daß sie es ja an jenem Tage gesungen hatte, als sie mit Edmund am Strande draußen auf Long Island saß. Sie senkte die Stimme und sang leiser, sommerlicher, sie vertiefte sich so wie damals in die innige, sangbare Einfachheit der alten Melodie, wiederholte mehrere von den Versen, kehrte zu ihrer Stimmung von Endlosigkeit zurück... allmählich floß sie über von der Erinnerung an den schönen Tag und wandte sich um und sah Edmund an. Sie verstummte, die Töne auf dem Harmonium erstarben. Denn Edmund Hall stand dort mit einem so leichenblassen und sonderbar entfrähten Gesicht, daß sie glaubte, er müsse versinken. Er starrte leer vor sich hin, seine Nasenlöcher weiteten sich, zitterten, und doch lächelte er, als söge er einen süßen, schwermütigen Duft ein...

Im selben Augenblick, als Madame d'Dra inne hielt, raffte sich Edmund mit einem Ruck zusammen, der aussah wie eine letzte Kraftanstrengung. Sie wollte aufstehen und zu ihm hingehen, er aber stützte sich auf seinen Tisch und blieb dort stehen, und sie sah, daß er sich schnell wieder erhob. Eld war in das Kabinett hineingegangen, jetzt stand sie plötzlich vorne an dem Tisch und ließ ein leises Zwitschern hören:

„Jetzt seht!“

Und sie richtete ihre klugen, stummen Augen auf Edmund Hall, als wolle sie ihn mit ihrem Blick in unaussprechliche Dinge einweißen. Sie sahen alle auf den Eimer. Das weiße Leinen, das Eld darüber ausgebreitet, hatte sich eine halbe Elle in die Höhe gehoben, als sei etwas darunter. Eld ging hin und nahm es weg. Der Eimer war voll großer Feuerzilien.

„Ah!“ ertönte es im Kreise. „Ah, seht doch, hab Dank, liebe Eld!“

(Fortsetzung folgt.)

Schwingungen.

Neue Gedichte von Karl Hendell
 (Vard, Marquardt u. Co., Berlin).

Eine hymnische gestimmte Poetennatur ist Karl Hendell. Organisch gliedert sein neues Werkbuch sich den Buchzeugen seines bisherigen Schaffens ein. Lebensatem ist dieses Schaffen, ein Geben, das so natürlich und selbstverständlich ist wie alles Zueinander-übertwandelnd und Umzeugen von Stoff und Wärme und Kraft. Die Welt mit ihrem unendlichen Spenden löst gesteigertes Lebensgefühl aus, das voll Gläubigkeit und Dankbarkeit den hellen Augenblick der Gegenwart immer als den Verwirklichter erhoffter Zukunftsfreuden und als Verflüchteter werdender Welt Herrlichkeiten ausschürft. Das wesentliche dieses neuen Buches von Hendell ist, daß neben zwar nur einigen, aber doch in Ton, Schwingung und Bild stark herausstretenden Gedichten, die aus revolutionärer Zeitstimmung stammen und wild und groß ihr Menetekel an die Wand der Gegenwart hinglühn, Gedichte voll hellster Sonnenfreude an den nie sich erschöpfenden Schönheitsoffenbarungen aller Natur umher stehen, und daß in allem ein so jauchzendes Lebensbejahen ist. Es gibt für dies Gefühl viele, viele Ausdrucksmöglichkeiten, Hendell ist keineswegs der einzige Lyriker der Lebensbejahung. Aber er ist der Mensch, in dem das Gefühl eben dann in der höchsten Steigerung zu rhythmischem Schwingen und seiner wortmeisternden lyrischen Gewalt emportreibt, wenn es ergriffen wird von den Antrieben dieser Herzkraft alles Seins, in dem sich ein Werden regt: der Lebensbejahung. Hier ist der Schlüssel, wie es kam, daß Hendell einmal als der feurigste Dichter des kämpfenden Proletariats empfunden werden konnte.

Von dem Hendell der Amsekruse und des Dioramabuches trennt uns nicht nur eine Zeit von zwei und anderthalb Jahrzehnten: zwischen damals und heute liegt das wichtigste junger Lebensentwicklung. Wer nicht dem verderblichen Stillstehen inneren Werdens verfiel, der kann als ein Mann, der die Vierzig überschritt, nicht derselbe sein, der er als Jüngling von zwanzig Jahren war. Aber den Reichtum eines Lebens wird man auch danach bemessen, ob Jung-erworbene als lebendiger Besitz ausdauert. Jubelnde Kämpfer-zubersticht, wütender Groß, grimmige Schmerznot füllt Hendells Jugendbücher an, und das erste ist flammend geblieben und das andere ist nicht in weltflüchtiges Verzweifeln umgeschlagen, sondern ist entwickelt zu männlicher Kraft, die aufrecht und mit geradeaus gerichtetem Auge sich vor das Furchtbarste der Gegenwart stellt und es in der graufigen Wirklichkeit seines Eindrucks mit der plastischen Bildkraft des Dichtertwortes festzuhalten sucht.

Ueber das schneetweiße Leichenfeld
 Eine Riesenhyäne heult und bellt. . .

Nur dies eine Gedicht: „Die Hyäne“ zeugt von Rußland. Alle Greuel losgelassener Bestialität, zusammengetürmt zu einer blutigen symbolischen Schenlichkeit, hat aufbäumender Abscheu im Wortwilde zu waden gesucht. Etwas Kolossales, Entsetzliches soll vor den Augen geschehen. Auf eine riesige Leinwand, vor der die Menschheit Platz hat, ist es mit erbarmungslosem Realismus hingewählt. Nicht in rednerischen Worten entläßt sich die empörte Erregung, sondern in künstlerischen anschaulichen Gestalten, das zugleich des Dichters Empfinden in jeder Zeile lebendig pulstern läßt. Es ist wahr, der wortwirbelnde Uebermut von ehemals springt und überschlägt sich nicht mehr so toll, die Satire redet sich nicht groß auf und wirft auch den Kopf mit den glimmenden Augen nicht mehr so bissig und bissiger herum, mehr eine Reizung zu vergnüglichen Scherzen mischt sich bisweilen ein. Aber das Pathos des jungen Hendell, also das soziale Pathos, hat nichts eingebüßt; in seiner Wucht ist ein Dröhnen von langschwerem Nachhall, die Wucht scheint gesättigter, und diese Wirkung hängt zusammen mit dieser von jungen Schwächen besser freigewordenen künstlerischen Gewissenhaftigkeit, die da weiß: nur der wird als starker Dichter empfunden, der Gefühlses sichtbar zu machen und also gleichsam durch das Auge dem Gefühl der Mitmenschen zuzutragen versteht. Der Bläme Emile Verhaeren ist ein solcher Dichter; mächtige Quadern sind seine sozialen Gedichte, und für Hendells Kunst bezeichnend ist die Kraft des Nachgestaltens, die sie an Verhaerens Sturm auf dem Meer erweist. Neben diese Nachdichtung setzt Hendell dann das eigene Gedicht Fronbauern (ein Bild von Laermans gab die Anregung): in seiner Art ist es ganz anders als Verhaerens Gedicht, vielleicht auch stammt es gar nicht aus jüngster Zeit, aber das Bild des Lebens ist deutlich: keine Zeile, die nicht den Willeindruck durch eine vorstellbare Einzelheit vervollständigte und in seiner trostlosen Düsterteit verstärkte. Und dann das Gedicht, Der Kiese:

Aus dunklen Tiefen
 Tagempor,
 Sonnenhungrig
 Ringt ein Kiese.
 Seine Schläfen triesen
 Von Schweiß.
 Mühsalheiß
 Durch's Trümmertor,

Quadertwälgend,
Schicksalstrozig brüht er sich Wahn.
Ehern die Stirn,
Muskeln von Stahl,
In seinen Adern kreisen
Der Menschheit Sehnsucht und Qual!

Aus seinen Augen zuden
Unlösliche Strahlen des Lichts,
Und ob sie mit goldenen Händen
Ihn niederdrücken und schänden,
Der Riese läßt sich nicht ducken
Und wächst mit gewaltigen Ruden
Aus dem verachteten Nichts.

Was also die Jugend ihm eroberte, das blieb ihm unverdort: das erhabene Gefühl für die mächtigste geschichtliche Erscheinung und Verklindigung der Gegenwart. Und noch ein anderer Gefühlsgehalt entstammt jungen Jahren. Er war einmal dem Zerfall nahe und hat dann das Wiedererwachen der Lebenskraft hellbewußt und in voller Sehnsucht erlebt. Die Erinnerung an diese Zeit zwischen Tod und Leben und an den jubelnd begrüßten Sieg des Leibes und der Seele klingt immer einmal wieder auf, auch in diesem Buch der Schwingungen. Das Erlebnis bedeutet also dauerndes für ihn, und vielleicht half es ihm zu dem großen Maß von Lebensdanbarkeit, das in der Seele so vieler seiner sonntigen Gedichte aus dem letzten Jahrzehnt wohnt; vielleicht auch erklärt es die Inbrunst des Geniekers, der die Schönheit immer in vollen Zügen nimmt und zu allen Himmeln aufjauchzt und doch nie satt und müde wird und immer von neuem schlürft und sein Jauchzen selbst in den Klängen von Ruhe und Stille, wo alles unter waldgrünen Schattengeweben sich gedämpft vollzieht, eigentlich niemals ganz zu verbergen vermag. Das Reifen der Händelischen Lyrik bringt die Vertiefung dieser Inbrunst. Der Ton ist leicht erkennbar, aber er ist nicht eng: Wechsel in seinen Grenzen und Fülle ist ihm reich gegeben. In dieser Inbrunst lebt ein Gefühl von Befreiung, Läuterung, Erlösung, und nun sucht dies Gefühl das Verwandte in allen Wesen und Dingen, die es von diesem Punkte aus mit ganzer und höchster Freude versteht, künstlerisch auffängt und im Gedächtnis ausströmt. Das sagen mir die Bekenntnisworte:

Mit allen Mächten fühl' ich mich verbündet,
Die Strom des selbsterlösten Lebens sind,
Mein Glaube liegt in meinem Blut begründet.

Immer haucht es durch Händel's Gedichte wie hochgestimmte Verklärung. Aus dem verklärten Fühlen lösen sich ihm Selbstschauen der Seele, enthüllte Fernblide. Feierlich nimmt er die Stimmungen der Natur auf, mit dem Hellglanz der Freude im Innern. Kleine Vorgänge werden fast wie etwas Heiliges mit ehrfurchtsvollen Vorfügungen vorgetragen; so in dem Gedicht von der gelben Rose, die ein junges weißgekleidetes Mädchen in der Trambahn achlos aus dem Gürtel verliert und die ein Schaffner vor dem Zerretzen behütet. Zwei Gruppen Gedichte geben insbesondere dem Buche sein Wesen: Hymnen von der Mägenen Seelküste und aus dem Thüringer Walde. Die Mägenen Strophen sind landschaftliche Aquarelle, farbige Merkblätter aus sonnigblauen, wellenglitzernden Sommertagen. Lyrisch höher zu bewerten sind die Thüringer Gedichte. Auch hier hält sich einiges im Gelegenheitsverston leichten, frohen Berichtens aus Stunden, die ohne Schwere verrührt wurden; einiges aber hat sich zum kleinen Liede gestaltet, in dem Bild und Gefühl in seiner innerer Musik zur Einheit verwoben sind. Und dann taucht in diesem Waldgrün das weiße Roß und der leuchtende Panzer Parzivals auf, und Gralsstimmungen leiten abermals zu den feierlichsten und reinsten Höhen, die aus des Dichters Lebensstunden für dieses Buch der Schwingungen gewonnen wurden.

Gedicht wie: Ein Dreißlang, Morgen und Abend im Walde, Frohes Erwachen, Künstlers Erde und Himmel mag man sich als besondere Gruppen zu geschlossenem Geniehen aus dem Ganzen lösen. Sie geben des Dichters Daseinsfreude und Lebenswandern am meisten abgeklärt und am feinsten geprägt. Mit dem Ausklang:

Ob ich wohl alte?
Spüre das nicht.
Spiele und psaltr
Wiedergeboren
Weltüberwindendes Sonnengebicht.

Auch ein Bündelchen Spruchartiges wurde herangezogen. Nicht alles wiegt schwer und nicht alles war für das Buch notwendig. Aber eins hat Schlagkraft und siehe deshalb hier:

„Weh jenen, die den Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfadel leihn!“ —
Weh jenen, die das Maul verbinden
Den Menschen, die nach Wahrheit schrein.“
Franz Dieberich.

Kleines feuilleton.

Musik.

Neuerdings mehrten sich auch in der Tonkunst die Bestrebungen, uns mit der russischen Produktion vertraut zu machen. M. Balakirew, geb. 1837, das Haupt derer, die man als „neurussische Schule“ zusammenfaßt, ist längst anerkannt; einige Instrumentalwerke von ihm und von dem noch minder bekannten S. Liapounow hat uns der Verlag F. S. Zimmermann nähergebracht. Nicht mehr unbekannt sind zwei verhältnismäßig junge Russen: G. Catoire, geb. 1861, und N. Glière, geb. 1875; beide aus Moskauer Schule, jener auch in Berlin beeinflusst. Am Mittwoch gab es im Mozartsaal Kammermusiken von ihnen zu hören; der erstere war durch ein Klaviertrio, der letztere durch ein Streichquartett vertreten. Den Vorstellungen, die man sich etwa von schwermütigen slavischen Weisen und von einer russischen Kombination grüblerischen Sinns mit verhaltener Blut machen mag, kommt wohl nur das Werk vor Glière nahe; und erst in diesem verschlungenen Saßbau, in dem rasch ausleuchtenden dritten sowie dem orientalisierenden letzten Satze des Quartettes spürt man den Gegensatz gegen die Heimat, um dessen willen man Ausländer hört. Dagegen gibt Catoires Trio Zeugnis von der fortlebenden Kraft des Stiles Mendelssohn-Schumann, der gerade für Kammermusik mehr bedeutet, als gewöhnlich zugestanden wird. Die Auffschliebung des dem Klaviere möglichen Sarsencharakters ist am ehesten hier zu suchen und kennzeichnet nun auch jenes frisch phantasievolle, wenngleich nicht eigenartige Werk. — Ob der uns noch unbekannte B. Mehl ebenfalls zu Ausland gehört, wissen wir nicht. Die Lieder mit Klavierbegleitung, die wir diesmal in deutschen Texten von ihm hörten, sind lebhaft bewegte Stimmungsstücke, verbienslich wenigstens durch den Verzicht auf kleinliche Wirkungen. E. v. Hollstein aus Kopenhagen, die sie sang, erfreute durch ein großes, sonores Stimmmaterial, das sie geschmeidig, doch in der Höhe nicht weich genug behandelte. Den Schwierigkeiten der beiden Instrumentalstücke wurden die bereits wohlangelehene Klavierpielerin B. Maurina-Pref und die Streicher unter Führung von M. Presh in überzeugender Weise gerecht.

Medizinisches.

Die Röntgenbehandlung bei Gesichtsnuralgien. Die Gesichtsnuralgien gehören zu den schmerzhaftesten Erkrankungen. Es ist vorgekommen, daß Patienten durch die Unerträglichkeit des Schmerzes in den Tod getrieben worden sind. Gewöhnlich werden die Stirn, die Nase, das obere Augenlid, die Wangen, der Ober- und Unterliefer und das Ohr als der Ort der Schmerzen bezeichnet. Leider haben sich die von den Ärzten bei diesem Leiden bisher in Anwendung gebrachten Heilverfahren in den meisten Fällen als erfolglos erwiesen. Neuerdings hat man zu den Röntgenstrahlen gegriffen, die der Medizin ja schon so viele gute Dienste geleistet haben. Im „Cosmos“ berichtet nun Dr. Leprince von sehr erfreulichen Ergebnissen, die bei der Behandlung von Gesichtsnuralgien mit Hilfe der Röntgenstrahlen erzielt worden sind. Im Laufe eines Jahres wurden verschiedene Kranke behandelt, die an starken neuralgischen Schmerzen im Sehorgan litten und außerstande waren, selbst nur einige Zeilen zu lesen. Unter Benutzung eines geeigneten Apparates gelang es leicht, die Röntgenstrahlen auf eine beschränkte Stelle des Körpers zu lokalisieren. Die zu behandelnde schmerzhafteste Stelle selbst wurde vorsichtshalber mit Watte bedeckt. Die Bestrahlung wurde an vier auf einander folgenden Tagen vorgenommen, dann aber wurden die Sitzungen erst nach einer zehntägigen Pause wieder erneuert. Eine Neuralgie, die acht Jahre lang bestanden hatte, wurde auf diese Weise in zehn Sitzungen geheilt. Bei einer anderen, sehr heftigen Neuralgie, die sich im Laufe von 24 Stunden zehn- bis zwölfmal zu außerordentlich starken Schmerzen steigerte und ein völliges Schwinden sowohl des Schlafes als auch des Appetits nach sich gezogen hatte, konnte nach vierzehn Tagen eine erhebliche Besserung und nach Ablauf zweier Monate völlige Heilung festgestellt werden. Die Erfahrung lehrt, daß es zur Vermeidung eines Rückfalls zweckmäßig ist, den Patienten während des ersten Jahres nach seiner Wiederherstellung noch ungefähr einmal monatlich einer Bestrahlung zu unterziehen. Daß der Arzt die Technik einer solchen Behandlung genau kennen muß, ist selbstverständlich. Nur die erkrankte Körperstelle darf den Strahlen ausgesetzt werden, ihre Umgebung muß mittels eines Bleischirms vor ihrer Einwirkung geschützt werden. Die Behandlung mit Röntgenstrahlen hat den Vorzug, völlig schmerzlos zu sein, und wenn man unter Anwendung gewisser Vorsichtsmäßregeln eine Reizung der Haut vermeidet, kann mit ziemlicher Sicherheit auf Heilung gerechnet werden. Leprince und seine Mitarbeiter haben bisher nur Erfolge zu verzeichnen gehabt. —

Archäologisches.

— Die Ausgrabung eines antiken griechischen Tempels auf Sizilien. Die Ausgrabungen, die im Auftrage des Staates unter Leitung des Professor Paolo Orsi in Gela unternommen sind, hatten nach fast dreimonatlicher Tätigkeit sehr interessante Ergebnisse. Es wurde der Stylobat eines archaischen dorischen Tempels bloßgelegt, der aus dem Ende des siebenten oder den Anfängen des sechsten Jahrhunderts v. Chr. stammt. Dabei wurden zahlreiche farbige Terrakotten aufgefunden, die zum Schmuck der Architektur dienten, die aber in kleine Bruchstücke zerplittert

waren. Auch keine Stille der Statuen von verschiedener Größe wurden in der Sandmasse entdeckt, die den Tempel völlig bedeckte. Der Tempel wurde höchst wahrscheinlich im Altertum von den Einwohnern von Gela im 5. Jahrhundert selbst zerstört, um an etwas über dem Windmühlhügel zu gelegener Stelle prächtiger wieder aufgebaut zu werden. Es haben sich dort in der Tat spärliche Reste des vorrömischen Tempels durch die Jahrhunderte erhalten. Der archaische Tempel scheint der Athena gewidmet gewesen zu sein, wie man aus einer Weihinschrift schließt, die auf dem Rande eines großen Weingefäßes gefunden wurde.

Physikalisches.

Vom Schnee plaudert Otto N. Witt in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Prometheus“ in wahrhaft volkstümlicher Art, die zugleich unterhält und belehrt.

Schnee — schreibt er — ist bekanntlich eine Anhäufung feiner Eiskristalle. Nun ist es aber allgemein bekannt, daß nicht nur Wasser, sondern alle Flüssigkeiten beim Erstarren große Mengen von Wärme abgeben, welche in irgend einer Weise beseitigt werden muß. Wenn wir daher irgend einen flüssigen Körper zum Erstarren bringen wollen, so müssen wir ihn abkühlen, d. h. wir müssen ihm Wärme entziehen. Auch bei der Bildung des Schnees wird Wärme abgegeben. Darauf deuten schon die bekannten Erscheinungen, welche man jedesmal beobachten kann, wenn es schneit. Vor Beginn des Schneens ist es sehr kalt, das in der Atmosphäre enthaltene Wasser verdichtet sich in fester Form und sinkt als Schnee nieder. Sobald es nun zu schneien begonnen hat, wird es merklich wärmer. Nur selten ist die Lufttemperatur während eines Schneegestöbers erheblich tiefer, als —1 oder höchstens —2 Grad. Dieselbe Temperatur hat dann auch der herabfallende Schnee. Dieses Steigen der Lufttemperatur während des Schneens wird bewirkt durch die von dem gefrierenden Wasser abgegebene Wärme, die natürlich nur von der umgebenden Atmosphäre aufgenommen werden kann.

Wenn nun der Schnee schmelzen, wieder in flüssiges Wasser sich verwandeln soll, so muß ihm die verlorene Wärme wieder zugeführt werden, oder er muß sie irgend wem, mit ihm in Verbindung stehenden Körpern entziehen. Die für die Verflüssigung fester Körper erforderliche Wärmemenge, die sogenannte Schmelzwärme, ist gerade für das Wasser außerordentlich groß. Sie beträgt 79 Kalorien, d. h. mit derselben Wärme, welche 1 Kilogramm Eis oder Schnee verbraucht, um in Wasser von 0 Grad überzugehen, könnte man 1 Kilogramm Wasser von 0 Grad auf 79 Grad erwärmen! Deshalb ist schmelzender Schnee oder schmelzendes Eis ein ganz ausgezeichnetes Abkühlungsmittel und wird als solches ja auch in zahllosen Fällen benutzt.

Wie kommt nun dieser selbe Schnee, der ein so gutes Abkühlungsmittel ist, dazu, zu „wärmen“? Der scheinbare Widerspruch wird sofort erklärt, wenn wir die Tatsache, um die es sich handelt, nicht in der eben gebrauchten landläufigen Weise, sondern wissenschaftlich korrekt ausdrücken. Der Schnee wärmt nicht, sondern er kann unter geeigneten Verhältnissen Wärmeverluste verhüten, er ist ein Wärmeschutzmittel. In dieser Hinsicht steht er nicht, wie in seiner abkühlenden Wirkung, auf gleicher Stufe mit dem Eise, welches kein oder nur ein sehr schlechtes Wärmeschutzmittel ist, und dieser Unterschied sagt uns sofort, daß diese Wirkung des Schnees auf seiner besonderen Form, seiner feinen Verteilung und lockeren Beschaffenheit beruhen muß.

In der Tat ist es nicht der Schnee selbst, nicht das locker kristallisierte Eis, welches die Wärmeschutzwirkung ausübt, sondern die in dem Schnee in sehr großer Menge eingeschlossene, an jeder Bewegung verhinderte Luft. Die Luft ist, wie alle Gase, ein schlechter Wärmeleiter, und wo sie als Abkühlungs- oder Erwärmungsmittel benutzt wird, da wirkt sie nur infolge ihrer großen Beweglichkeit, indem sie die aufgenommenen Wärmemengen rasch fortträgt und ihren Platz neuen Luftmengen überläßt, welche wieder Wärme absorbieren können. Stagnierende Luft dagegen leitet die Wärme nur sehr langsam fort, daher sind alle Loden, fein verteilte Luft in sich schließenden Substanzen, lose Wolle und andere Textilfasern, Pelzwerk, Asbest, Kieselguhr usw., schlechte Wärmeleiter und somit gute Wärmeschutzmittel, welche vielfach benutzt werden, um aus erwärmten Körpern das rasche Entweichen von Wärme zu verhüten.

Genau in derselben Weise, wie die eben genannten porösen Körper, wirkt nun auch Schnee, und er tut es auch aus genau demselben Grunde. Aber seine Wirkung ist gebunden an Temperaturen, welche unterhalb derjenigen liegen, bei welcher er selbst anfängt, als Abkühlungsmittel zu wirken, also an Temperaturen unter Grad.

Es ist oben gezeigt worden, daß Schnee im Momente seines Niederfallens selten viel kälter ist, als 1—2 Grad unter Null. Nehmen wir nun an, er fiel auf einen Erdboden von gleicher Temperatur und bedeckte denselben 20—30 Zentimeter hoch, so kann es in den nächstfolgenden Tagen sehr kalt werden, ohne daß die Kälte bis zum Erdboden und den in ihm wurzelnden Pflanzen durchdringen vermöchte. Der Schnee, als schlechter Wärmeleiter verhindert die Abgabe von Wärme von seiten des Bodens an die stark abgekühlte Atmosphäre. In dieser Weise wirkt er als Wärmeschutzmittel, er wärmt in genau derselben Weise, wie

uns ein pelzgefütterter oder dickwattierter Ueberzieher wärmen würde, durch Verhinderung von Wärmeverlusten. Daher freut sich der Gärtner und der Landwirt, wenn starker Frost nach vorherigem Schneefall eintritt, er weiß, daß unter solchen Umständen die starke Kälte den Pflanzen nichts anhaben kann, während sie andererseits die höchst schädliche Beseppung und Durchweichung der Pflanzen mit eiskaltem Wasser sicher verhindert und die Eier der Insekten und Keime schwarzhender Pilze tötet, welche auf den Pflanzen in der Absicht gelagert sind, im beginnenden Frühling ihre verderbliche Wirkung auszuüben.

Wenn Schnee auf einen Boden fällt, der noch nicht bis auf 0 Grad abgekühlt ist, so liegen die Verhältnisse etwas weniger günstig. Es tritt dann zunächst die kühlende Wirkung des Schnees ein, d. h. der Schnee schmilzt so lange, bis er dem Boden und den in ihm wurzelnden Pflanzen genug Wärme entzogen hat, um seine Temperatur bis auf 0 Grad herunterzuführen. Dabei bildet sich natürlich Wasser. Ist der Boden, auf dem der Vorgang sich vollzieht, leicht und durchlässig, so wird das Wasser versickern, und es wird schließlich derselbe Zustand eintreten, wie wenn der Boden von vornherein kalt genug gewesen wäre. Handelt es sich aber um schweren Lehmboden, so kann freilich unter der Schneedecke infolge der übermäßigen Feuchtigkeit Fäulnis sich entwickeln und den Pflanzen großen Schaden zufügen.

Der Schnee kann nun aber auch gerade in der umgekehrten Weise wirken, indem er der Luft- und Sonnenwärme den Zutritt zum Boden verlegt. Ihm gilt es natürlich gleich, von welcher Seite die Wärme kommt, der er den Durchgang versagt. Er ist immer nur die schwer durchdringende Scheidewand.

Wenn nach starken Februar- oder Märzfrösten von langer Dauer plötzlich warmes Wetter eintritt, dann kann es oft geschehen, daß der Schnee da, wo er dick liegt, noch Tage und Wochen lang in seinen tieferen Schichten eine Temperatur von erheblich unter 0 Grad aufweist. Er ist eben bei der langen Kälte schließlich selbst gehörig durchgekühlt worden. Die dann eingetretene Wärme aber dringt nur sehr langsam ein, zumal da sie schmelzend auf die obersten Schichten des Schnees wirkt und infolgedessen aufgezehrt wird. Namentlich mit den Haufen, zu welchen der Schnee an den Seiten der Straßen gewöhnlich zusammengekehrt wird, kann man im beginnenden Frühjahr oft die Erfahrung machen, daß ihr Inneres Temperaturen von weit unter 0 Grad zeigt, während an ihrer Oberfläche das Schmelzwasser herunterrieselt.

Notizen.

— Im „Vorhing-Theater“ wird Nicolais Oper „Die lustigen Weiber von Windsor“ am Freitag, den 8. Februar, aufgeführt.

— Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, die „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes“ setzen will, hat im abgelaufenen Geschäftsjahre 1906 einen überaus lebhaften Aufschwung genommen. Ihre Mitgliederzahl ist auf fast 3000 gestiegen, die Summe der Jahresbeiträge von Privatpersonen auf 14 000 M. Auch die Zahl der verkauften Bände der „Hausbücherei“ und der „Volksbücher“ ist in ähnlicher Weise in die Höhe gegangen. Die Folge war, daß gegenüber 14 000 Bänden, die im Jahre 1905 an kleine ländliche Volksbibliotheken verteilt worden waren, diesmal etwa 33 000 Bücher in 24 000 Bänden verteilt werden konnten.

— Voltaire und Rousseau werden Grabdenkmäler im Pariser Pantheon erhalten. Der Unterrichtsminister vergab die Aufträge bereits, Bartholomé wird das Denkmal für Rousseau ausführen.

— Eine neue Verwendung der drahtlosen Telegraphie. Auf Wunsch des Meteorologischen Instituts wird die englische Flotte fortan ihre Apparate für drahtlose Telegraphie auch in den Dienst der englischen Wetterkunde stellen. Die Admiralität hat bereits die nötigen Instruktionen erlassen. Alle Marinefahrzeuge, die mit drahtlosen Apparaten ausgerüstet sind, werden den Marconi-Stationen von Scilly und Roche-Point stündlich ihre Wetterbeobachtungen mitteilen, sobald sie die Zone erreichen, mit der sie Verbindung erlangen können. Ein Spezialcode für die Bitterungsberichte ist bereits ausgearbeitet.

— Eine Glühlampen-Sammlung hat ein Ingenieur namens Hammer in New York geschaffen und dafür jetzt eine goldene Medaille erhalten. Die Sammlung umfaßt mehr als 1000 Glühlampen, die während der letzten drei Jahrzehnte zusammengebracht worden sind. Ihr Wert wird von Fachleuten außerordentlich hoch veranschlagt, weil sie durchaus einzigartig in der Welt dasteht und im Fall ihrer Zerstörung gar nicht wieder herzustellen wäre. Sie vermittelt eine merkwürdige Anschauung der Entwicklung eines der wichtigsten Gebiete der Elektrotechnik.